

Jn der Pirie-Jzeli-Mission.

---



und unser Hochw. P. Missionar wieder weggeritten war, gingen wir mit Eifer an die Arbeit. Wir schämten uns nämlich, vor dem Hochw. Herrn mit dem Arbeiten zu beginnen, weil wir ja noch gar nicht wußten, wie wir uns bei dieser außergewöhnlichen Arbeit anstellen würden. Schwester Donata stieß mit dem Brecheisen kräftig an der Stelle, wo wir das Ofenrohr hinausführen wollten, an die Wand und brach ein großes Loch in die Kraalhütte. Dann fingen wir den Herdbau an, Schwester Donata, unsere schwarze Lehrerin Maria Roswitha und meine Wenigkeit. Im heiligen Schweigen wurde rüstig gearbeitet. Schwester Donata fügte Stein auf Stein, eine rasche Verbindung mit Lehm herstellend. Ich legte den Klotz hinein und sorgte für die Entziehung eines Nischenraumes, brachte den Raum für die Ofentüre an und sorgte — mit Kennerblick — für einen guten Zug. Es oblag mir also keineswegs der geringste Teil der Arbeit. Ich mußte all mein Können zusammennehmen, wollte ich doch, daß der Ofen 1. gut brenne, 2. einen guten Zug habe, 3. nicht zuviel Holz verbrauche, 4. soviel Hitze gebe, daß wir mit wenigem Holz schnell etwas kochen könnten, 5. nicht rauche. Und wirklich, unser Werk sollte gelingen! Als der Rohbau fertig war, verputzte Roswitha denselben von außen und innen. Hernach machten wir unseren neuen Ofen nach salonsfähig. Mit einer Mischung aus Erde, Ruß und Kalk wurde er angestrichen und sah nun sehr nobel aus. Wir ließen ihm kaum recht Zeit, auszutrocknen, dann machten wir schon Feuer; wollten wir doch sehen, ob unser Werk gelungen sei. Schwester Donata schürte erst ganz zaghaft. Aber siehe da, er brannte gut und hatte einen guten Zug. Zum erstenmal aßen wir an diesem Tag unser Brot unter Tränen! „Und wie schnell er kocht, wie genüsslich er ist, wie wenig Holz er braucht, nur ein paar Scheiteln!“ rief die gute Schwester Donata ein über das andere Mal aus. Das war wirklich ein Kunststück für so ein paar alte Missions-schwester, das macht uns nicht jede nach!

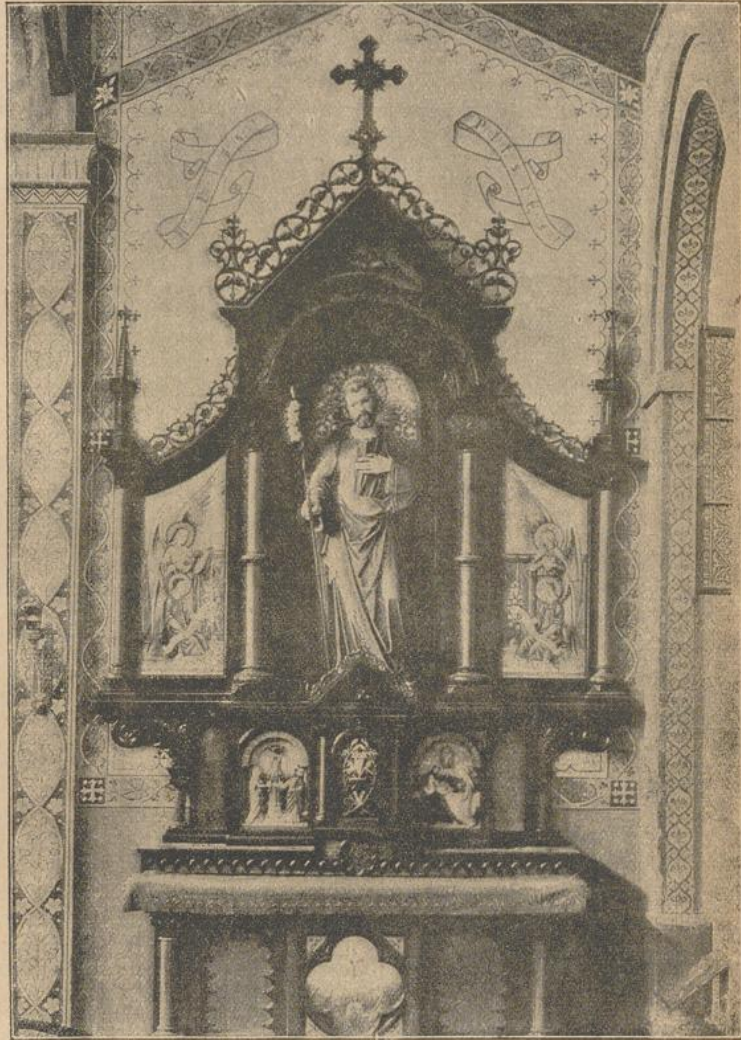
Ordentlich stolz gingen wir diesmal nach Gzenstochau heim. In der Recreation wurde der Herd viel besprochen, viel belacht. Unsere liebe Oberin traute dem Dinge noch nicht recht und wollte sich erst selbst davon überzeugen. Und so luden wir denn all die sieben Mitschwester ein, einmal eine Wallfahrt nach Maria Loreto zu machen. Mehrere Schwestern wollten gar nicht recht an unsern Herd glauben. Bald überzeugten sich dann mehrere von dem neuen „Ofenwunder“. Unsere liebe Oberin lobte ihn überaus und so ward der neue Herd auch „patentiert“. Ich denke, der freundliche Leser dürfte diese lange „Missionsofengeschichte“ bald satt haben. Darum wollen wir ihn verlassen. Er tut treu jeden Tag seine Pflicht und ist uns ein lieber, guter Freund geworden.

Fortsetzung folgt.

## In der Pirie = Izeli-Mission.

Von P. Clemens Hartweg, R. M. M.

Ungefähr 70 englische Meilen südöstlich von unserer Missionsstation Keilands liegt die angesehene Stadt Kingwilliamstown. Seit mehr als 30 Jahren haben sich dort deutsche Dominikanerinnen niedergelassen, deren Haus in Schlehdorf in Bayern ist. Sie widmen sich vorzüglich der Erziehung weißer Kinder, haben aber auch daneben Eingeborenenmission. Eine Stunde von



Der neue St. Josefs-Altar (Seitenaltar) in der Klosterkirche von Mariannhill. (Verfertigt aus afrikanischen Hölzern.)

Bild Nr. 3.

der Stadt Kingwilliamstown haben sie einen größeren Landbesitz am Buffalosfluß oder wie es hier bekannter ist, in Izeli-Valley. Von Zeit zu Zeit gehen wir Missionare von Keilands herüber, um in der Mission auszuweichen. So machte ich mich denn vor einiger Zeit auf den Weg, um zum ersten Male die dortige Mission zu besuchen. Ich hatte einen weiten Weg vor mir, wenn ich am ersten Tage noch Pirie, die nächste Station der Dominikanerinnen, erreichen wollte. Schon in früher Morgenstunde las ich deshalb die hl. Messe, jattelte bald mein Pferd, und als der Morgen graute und die Sonne ihre ersten Strahlen über die Berge



landte, war ich schon auf dem Wege. Bald ist die Missionsstation hinter dem Berge verschwunden und in langen Schlangenlinien zieht sich mein Weg dahin zwischen Bergen und schroffen Felswänden. Die Sonne brennt bald unbarmherzig hernieder und bald ist man durchnäßt bis auf die Haut. Doch nach einem Ritt von zwei guten Stunden verlasse ich die Berge und Schluchten und komme auf die Hochebene von Quantie. Die frische Luft, die hier oben weht, tut einem ordentlich gut und ich raste einen Augenblick und halte Rückschau auf den zurückgelegten Weg. Da liegt ein ganzes Gebirgspanorama vor mir, hohe Berge und tiefe Schluchten, graue, steile Felsentwände mit ihrem spärlichen Pflanzenwuchs und zwischen diesen hohen Felsmassen zwingt sich der große Kei hindurch und eilt geschwind dem nahen Indischen Ozean zu. Drüben, jenseits des Keiflusses taucht am Horizont eine andere Hochebene auf: die Transkeiebene, wo unsere zahlreichen Außenstationen zerstreut liegen und wo so mancher Schweißtropfen in afrikanischer Gluthitze schon vergossen worden ist. Doch heute will ich ihr den Rücken kehren, ich sitze wieder auf und setze meinen Weg nach Dohne fort. Die Gegend, die ich jetzt durchwandere, bietet einen trostlosen Anblick. Das monatelange Ausbleiben von Regen hat die sonst so grüne Ebene in eine braune, dürre Steppe verwandelt. Nur wenn hier und da die Farm eines Weißen auftaucht, sieht das Auge mal eine kleine, grüne Fläche, die von dem Besitzer künstlich bewässert worden ist.

Gegen Mittag komme ich nach Dohne, unserer nächsten Eisenbahnstation. Hier mache ich eine zweistündige Rast und gebe meinem Braunen die wohlverdiente Ruhe und den langersehnten Hafer. Ich selbst bin froh, die größte Strecke des Weges und besonders die 25 Meile hinter mir zu haben. Es ist halt eben kein angenehmes Vergnügen, 25 mal vom Pferde abzustiegen, die Tore auf- und zuzumachen und so ein gutes Stück Zeit zu verlieren. — Der Kaufmann und Hotelbesitzer hier in Dohne ist mit uns sehr gut befreundet, denn er hat schon viele Jahre auf unserer Farm ein Zweiggeschäft. Ich hatte noch nicht lange gewartet, als ein Bote eintraf, den mir die Schwestern von Pirie entgegen geschickt hatten, damit ich den Weg nicht verfehle.

Nach guter Stärkung und Rast sitzen wir wiederum im Sattel und ziehen auf der Landstraße weiter. Diese ist jetzt bedeutend besser, als der Weg zwischen Keilands und Dohne, auch die lästigen Tore sind verschwunden und halten uns nicht mehr auf. Ich merke bald, daß wir auf einer belebten Straße sind, denn alle Augenblicke jagen Wagen und Automobile vorüber. Mein Pferd hat vor diesen saujenden Ungetümen gewaltigen Respekt und bäumt sich in die Höhe. Bald taucht vor unseren Blicken das freundliche Städtchen Stutterheim auf, das da auf einer sanften Anhöhe ausgebreitet liegt.

Dieser schnell aufblühende Ort wurde von deutschen Ansiedlern gegründet, wie schon sein Name verrät. Er ist Sitz eines Magistrates (Bezirksamtmannes) und auch unsere Missionsstation gehört zu seinem Amtsbereich. Sobald man das Städtchen betritt, sieht man, daß hier deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz tätig gewesen sind. Schöne Baumalleen durchziehen den Ort, die Häuser sind meistens von schmucken Gärten umgeben und sauber gehalten. Das Städtchen ist berühmt wegen seiner vorzüglichen gesunden Lage und von der nahen Hafenstadt East London und anderen Plätzen, kommen viele Besucher hierher, um ihre Gesundheit zu stärken. Es ist friedlich gelegen auf den östli-

chen Ausläufern der Amatoleberge. Nicht weit von der Stadt sind die herrlichen Kologha-Waldungen, belebt von zahlreichem Wild. Ein anderer Anziehungspunkt für die Fremden bilden die Wasserfälle mit einer wildromantischen Szenerie. Da die hiesigen Deutschen fast alle Protestanten sind, so ist die deutsch-protestantische Mission hier stark vertreten. Noch kürzlich nach dem Friedensschlusse machte dieser deutsche Ort durch die ganze Kapkolonie von sich reden. Die Engländer beschwerten sich nämlich in der Presse über verschiedene Deutsche und besonders über ihren protestantischen Pastor, der das deutsche Wesen so offen zur Schau trage. Als er während des Krieges nach Pietermaritzburg in das Kriegsgefangenenlager abgeführt wurde, habe er eine „Militärmütze“ getragen. (In Wirklichkeit nur eine Sportmütze.) Und um deren Märgen vollzumachen, holten die Deutschen die englische Fahne schnell auf Halbmast herunter. Jetzt nach seiner Rückkehr nach Stutterheim veranstalteten ihm die gebildeten Engländer Kakemusik und drohten, ihn umzubringen. Die Deutschen beschwerten sich jetzt kurzerhand bei der Regierung und erludten um Schutz. Die beschämte Regierung gab dem Magistrat von Stutterheim einen gründlichen Verweis und machte ihm klar, was er zu tun habe, da jetzt Friede sei. — Nebenbei will ich noch bemerken, daß sich ähnliche Unruhen vor kurzem auch in der nahen Hafenstadt East London abgespielt haben. Dort hatten die Deutschen zu Ehren der heimgekehrten Kriegsgefangenen einen Gesellschaftsabend veranstaltet. Sofort versammelten sich zahlreiche Engländer, darunter besonders heimgekehrte Soldaten, in der Absicht, die Versammlung zu stören und die Deutschen zu belästigen, denn die armen Deutschen scheinen jetzt in der ganzen Welt für vogelfrei erklärt zu sein. Die Belästigungen dauerten mehrere Tage, viele Sachen wurden zertrümmert und die Deutschen verhöhnt und beschimpft. In der Not telegraphierte man an General Herzog, den Führer der Nationalisten, und ersuchte um Beistand. Er brachte die Sache im Parlament zur Sprache und las das Telegramm vor, aber ohne Namensnennung. Nun verlangte die englische Partei, den Namen des Senders zu erfahren, was aber der Präsident ablehnte. Der Ministerpräsident General Smuts griff sofort ein und die Rädelsführer wurden mit Geldstrafen belegt.

Wir wollen nun weitergehen auf unserem Weg nach Pirie. Von Stutterheim zieht sich die Straße zum Kubusieflusse hinab, den wir an einer breiten Furt überqueren. Mit seinen stillen Wassern und seinen steilabfallenden Ufern erinnert mich dieser Fluß an den Bolela bei unserer Missionsstation Reichenau in Natal und er scheint auch derselbe böse Geselle zu sein. Wir wenden uns jetzt an seinem rechten Ufer flussaufwärts, um die Straße, die von den Amatolebergen nach Kingwilliamstown führt, zu gewinnen. Hochw. P. Albert hatte mir für alle Fälle ein Kärtchen zur Orientierung gezeichnet. So schaue ich denn auf die Karte und studiere die Landschaft. Dann beschreibe ich sie ganz genau meinem schwarzen Führer und bezeichne ihm die Straßen, Farmen und Berge, die wir passieren müssen. Da ist er wie aus den Wolken gefallen und kann es nicht begreifen, daß ich ihm als Unbekannter die ganze Gegend erkläre. Er schüttelt bedenklich seinen schwarzen Wollkopf und meint dann verwundert: „Bater, du bist aber lunkle (schlau), bist noch niemals in dieser Gegend gewesen und kennst sie ganz genau.“ Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren und erkläre ihm jetzt, daß wir Weißen uns auch nach einer



Landkarte zurechtfinden können. Da geht ihm eine ganz neue Welt auf und er ist glücklich, wieder etwas gelernt zu haben. Gegen Abend 5 Uhr erreichen wir endlich mit müden Pferden unser Ziel: den Dominikanerinnenkonvent Pirie oder Woodlands an den Piriebergen. Ich werde von den ehrwürdigen Schwestern aufs freundlichste empfangen und bedauern sie nur, daß der dort residierende Priester, Father Winter, augenblicklich abwesend sei. Am anderen Morgen habe ich Gelegenheit, den Convent und die ganze Station zu besichtigen. Die Missionsstation liegt auf einem der gesundensten und herrlichsten Plätze, die ich bisher hier angetroffen habe. Auf einem Hügel, dem sogenannten Mount Kemp erbaut, kommt der Station die frische würzige Seeluft zugute, während sie auf der anderen Seite durch Berge vor den rauhen Stürmen geschützt ist. Sie liegt ruhig und idyllisch da und ist für Missionszwecke sehr gut gewählt, da zahlreiche Kraale sie umgeben. Die Station wurde im Jahre 1906 gegründet. Im Jahre 1909 wurde die neue Kirche vollendet und vom S. S. Bischof Mac Sherry feierlich eingeweiht. Die Schwestern erteilen Unterricht für weiße und schwarze Kinder, nebenbei werden die Eingeborenen in der Spinnerei und Weberei unterrichtet. Während meines dortigen Aufenthaltes kamen die eingeborenen Christen fleißig zu den hl. Sakramenten und zum Unterricht, denn die Kunde, daß ein Missionspriester gekommen sei, hat sie zahlreich herbeigelenkt.

Leider konnte ich nur kurze Zeit dort verweilen, denn mein Hauptziel war Tzeli und Kingwilliamstown. So geht es denn wiederum aufs Pferd durch die Pirieberge nach Tzeli. Der Weg durch die Berge ist hier sehr romantisch. In Schlangenlinien zieht er sich dann durch einen langen Urwald. Mitten im Urwald wohnt ein irischer Kohlenbrenner und Holzfäller. Der alte Mann mit seinem langen weißen Bart lebt hier einsam in einer Hütte, führt ein Einsiedlerleben und scheint sich wenig zu kümmern um die Händel dieser Welt. Ich reite durch die wohlthuende Einsamkeit und lasse den ganzen Waldeszauber auf meine Seele wirken. Da klingt's wieder in ihr von langverklangenen Jugendliedern: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Und dann wieder ruhig und leise in sanften Akkorden: „Der liebe Gott geht durch den Wald“. Und wieviele Jahrhunderte mögen diese alten Urwaldriesen mit ihren tausendjährigen Schlingpflanzen gesehen haben und was würden sie uns erzählen können, wenn sie sprechen könnten! Von vergangenen Geschlechtern, von den kleinen Waldzwerge, den Buschmännern, mit ihren vergifteten Pfeilen, von den kriegerischen Rassen bis herauf zum Weißen, der diese Urwaldstätten jetzt licht und Kultur hineinträgt! Nur hier und da schreit in den Wipfeln ein wilder Vogel und dann wieder huschen im Dickicht Rassenweiber und Kinder hin und her beim Sammeln von Feuerholz. Sobald sie die erste Scheu überwunden haben, kommen sie näher und grüßen freundlich.

Nachdem ich den Urwald verlassen hatte, breitete sich vor meinen Augen eine große freundliche Ebene aus, die von zahlreichen Farmern, meistens Deutschen, bewohnt ist. Weiter zu meiner Rechten habe ich die Reiskamaberge mit der ebenfalls deutschen Ansiedlung Reiskamahoe. Wiederum erreiche ich nach un-

gefähr einer Stunde ein deutsches Dorf: Braunschweig. Es ist sehr bemerkenswert, daß hier die ganze Gegend mit deutschen Ansiedlern bewohnt ist. Orte wie: Dohne, Stutterheim, Berlin, Hamburg, Braunschweig, Frankfurt, Breitbach u. A. sprechen dafür, daß sie deutsche Ansiedler zu Gründern haben. In Braunschweig ragt besonders eine schöne protestantische Kirche weit hervor. Kurz hinter Braunschweig überschreite ich zum erstenmal den Buffalofluß, und nachdem ich noch eine Höhe überstiegen hatte, sehe ich eine neue, breite Landschaft vor mir: das Tzeli-tal. Da liegt hoch oben auf einem Berge wie eine feste Burg der Dominikanerinnenconvent Tzeli, mein Ziel für den heutigen Tag. Am Fuße des Berges schlängelt sich der Buffalo dahin und in der weiter vorgelagerten Ebene ist das Sanatorium der Dominikanerinnen: Mater infirmo-



Br. Hildebert und Br. Siegfried unsere beiden Altarbaner.

rum weit sichtbar. Leider ist auch hier das Land durch den schon lange ausgebliebenen Regen wie ausgebrannt und eine braune, trockene Grasfläche zieht sich dahin. (Schluß folgt.)

### Katholisch ist gut sterben.

Von P. Hermann Arndt, R. M. M.

Es war im Oktober 1919. Ich war damals noch Hilfsmissionar auf der Missionsstation Lourdes in Ost-Briqualand. Die gefürchtete Influenza herrschte ziemlich stark, besonders auf der etwa sieben Reistunden entlegenen Außenstation am großen Tzelißfluß. Monatelang einmal kam ich dorthin, um den Gottesdienst zu halten, hatte aber dem schwarzen Katecheten dort gesagt, wenn die Krankheit gefährlich aufträte, solle er gleich jemand zu Pferd nach Lourdes schicken, um mich zu holen.

Am Sonntag, den 12. Oktober 1919, ritt ich wieder dorthin. Gegen 7½ Uhr früh ritt ich fort und kam gegen 2 Uhr am Nachmittag an. Der Katechist begrüßte mich mit den Worten: „Baba, es ist gut, daß du kommst, es sind vier Schwerfranke da, die nach dem Priester verlangen. Ich gönnte meinem Pferde eine halbe Stunde Ruhe und machte mich dann mit dem Katechisten, der auch zu Pferde war, auf den Weg zu